Inzwischen ist die Berufsorganisation unter der umsichtigen, tatkräftigen, aufopfernden und geradezu vorbildlichen Leitung von Schwester Agnes Karll in allen öffentlichen Fragen der Krankenpflege von ausschlaggebender Bedeutung geworden. Das erste Jahrzehnt dieser Organisation stand unter dem Zeichen des langsamen Ausbauens, des Bodenfassens, des Beseitigens der schlimmsten Vorurteile gegen alles, was an neuzeitigen Forderungen für die Krankenpflegerin aufgestellt wurde. Denn jetzt beginnenden zweiten Jahrzehnt fällt nunmehr die Aufgabe zu, den Beruf der Krankenpflegerin auch für die ganze Oeffentlichkeit in die Reihe der anderen Frauenberufe einzuordnen, und dazu, über den Rahmen der eigentlichen Berufsgenossinnen hinaus, die Mitarbeit derer zu fordern, die am öffentlichen Leben beteiligt sind. Denn was wissen wir schließlich von der Schwester? Meistens nicht viel mehr, als daß sie „den schönsten Frauenberuf" ausübt, schwere Pflichten zu erfüllen hat und eine der Welt und ihren Freuden entsagende Tätigkeit ausübt. Wissen wir aber alle, daß sie täglich 14, ja 15 oder 16 Stunden arbeiten muß, um 5 Uhr des Morgens aufsteht und den ganzen Tag bis abends 8 Uhr, oder 9 Uhr, oder gar noch später arbeitet, mit der flüchtigen Unterbrechung einer gehetzten Mahlzeit, im günstigsten Falle mit 1 bis 2 Freistunden am Nachmittag?! Denken wir daran, daß sie tagaus, tagein im Krankenhause lebt, in demselben Hause ihre Ruhestunden hat, wo sie ihre Dienststunden hat, immer — auch in den Ruhestunden — unter Aufsicht ihrer Vorgesetzten! Daß sie immer dieselbe Krankenhausluft einatmet und immer bereit sein muß für plötzlich notwendige vermehrte Arbeit. Machen wir uns klar, daß sie an all den Zerstreuungen, die wir anderen Menschen notwendig brauchen, und wenn es bloß der Weg über die Straße zur Arbeit ist, vorbei an anderen Menschen, durch all das flutende Leben hindurch, daß sie daran keinen Anteil hat, daß sich selten ein Buch zu ihr verirrt, daß ihr Konzertsaal und Theater nur selten geöffnet sind, da eine auch nur 1stündige tägliche Arbeitszeit dafür nicht mehr die Spannkraft übrig läßt, daß sie infolge ihrer langen Arbeitszeit und des ständigen Lebens in einem Hause schlechterdings, fast ausschließlich auf ihre Mitschwestern angewiesen ist, also nicht teilnehmen kann an der Geselligkeit verschiedener Menschen, die uns so oft neue Stärkung für unsere Berufsarbeit gibt?

Bei aller Verschiedenheit der Weltanschauung und bei aller Verschiedenheit der Formen des Zusammenschlusses haben letzten Endes alle Gruppen Gleichen Schwesternprobleme zu lösen, alle Schwestern aller Richtungen das gleiche Arbeitsfeld: die kranken Menschen. Wie der einzelne nun auch zu den Zielen und zu der Arbeitsweise der Berufsorganisation stehen mag, sie bedeutet eine wesentliche Förderung der Entwicklung unserer Krankenpflege, im Interesse aller unserer Pflegerinnen und zum Nutzen der Kranken.

Die Klage des Modekönigs.

Erst kürzlich fanden sich, wie man weiß, eine Anzahl tonangebender Damen der Pariser Gesellschaft zusammen, um gegen die Exzentrizitäten der modernen Frauenmoden zu protestieren: nun tritt ein König im Reiche des Modehandels auf, um gegen die moderne Mode Zeugnis abzulegen. Jean Worth, der Inhaber des weltbekannten Modehauses, veröffentlicht in einem Buche über die „Grundsätze der korrekten Kleidung", das in englischer Sprache erscheint, eine eingehende Betrachtung über die heutigen Ziele und Formen der Modegrömnungen und klagt die Frauen an, durch eine übersteigerte Sucht nach Neuheiten eine wirklich gesunde und schöne Entwickelung der Mode unmöglich zu machen.

„Es ist eine wahre Krankheit, diese Sucht nach Veränderung," schreibt Worth, „und wiewohl ich persönlich, geschäftlich betrachtet, wohl am wenigen dagegen predigen sollte, denn für uns Schneider ist diese Veränderungssucht eine wahre Goldgrube. Aber als Modekünstler muß ich meine Stimme erheben, denn die künstlerische Kleidung der Frau ist mein Lebenselement und das, was mir am meisten am Herzen liegt. Ich verstehe es nicht, daß die Frauen um ihre Kleidung so viel Aufhebens machen. Die Moden müssen heute nicht mehr alleiu wöchentlich, nein täglich, ja fast stündlich verändert werden. Es genügt nicht, daß fortwährend neue Farben — denn die schönen Farben sind alt — erfonnen werden müssen, oft häßliche Farben: nein noch mehr: die Frau von heute muß phantastische kunstvolle Toiletten besitzen, Gewänder, die doch nichts anderes sind als ein wirres Durcheinander des verschiedenartigsten Materials."

Und das liegt Worth am schwersten auf der Seele: diese völlige Anarchie des Geschmackes, diese Neigung nach dem Neuen, die das Seltsame und Auffällige dem Schönen opfert, diese widersinnige Verbindung von Stoffen, die nicht zusammengehören, kurz, die ganze innere Unkultur des heutigen Modegeschmackes. „Wir erscheint es als ein Sakrileg, beispielsweise Spitzen und Seiz zu vereinigen, zwei Mittel, die an rechten Orte so herrlich sind, im Wesen sich aber so widersprechen, daß eine Verschmelzung unmöglich ist und niemals eine harmonische Kleidung entstehen kann."

Worth predigt an Stelle des Effektes und der auffälligen Wirkung die Einfachheit, an Stelle dessen, „was zurzeit getragen wird," den unabhängigen persönlichen Geschmack, und er spricht von einem „Takt in der Kleidung," den anscheinend nur allzu viele elegante Frauen nicht besitzen. „Mit Takt ist der Kleidung kann jede Frau sich ausgezeichnet anziehen, gleichviel ob sie reich ist oder arm." Daß die Französin der vornehmeren Gesellschaftsklassen nicht unbedingt den Launen der Mode folgt und sich trotz mancher Verirrungen ausgezeichnet kleidet, liegt nach den Erfahrungen Worths daran, daß die Französin ihrer eigenen äußeren Erscheinung sehr kritisch gegenüberseht und sich nicht mit einem flüchtigen Blick auf die Spiegelscheibe eines Ladenfensters begnügt. Aber gerade die eleganten Französinnen sind in ihrer Garderobe sparsam und suchen stets der Quantität an Roben die Qualität. Es ist eine Tatsache, daß eine ganze Reihe Pariser Damen, die in ihrer Kleidung als vorbildlich gelten, im Jahre nur drei Toiletten sich anschaffen: die aber suchen sie mit sicherem und selbständigem Geschmack aus und sind damit, da sie Qualität suchen und finden, für die ganze Saison gerüstet.

Die zweite Blüte der heutigen Frau.

Es ist noch nicht lange her, da veröffentlichte ein englischer Philosoph einen Protest gegen die Frauen, die versuchen, auf künstliche Weise sich ihre Jugend zu verlängern oder eine Jugend vorzutäuschen, die überhaupt nicht mehr da ist. Nun wird es gewiß auf vernünftige Menschen keinen guten Eindruck machen, wenn eine Frau, die bereits Großmutter ist, sich wie ein junges Mädchen kleidet und frisiert. Andererseits aber muß man behaupten, daß die heutige Frau eine zweite Jugend durchmacht, die sie wirklich weit länger zu den Jugendlichen rechnen läßt, als dies bei unsern Müttern und Großmüttern der Fall war. Oberstleut. ein Mann, der sich seinerseits viel mit dem Aeußeren der Frauen und ihren Entwicklungsmöglichkeiten beschäftigt, meint, daß diese zweite Jugend als gutes Zeichen für unser heranwachsendes Geschlecht anzusehen sei. Er will die Beobachtung gemacht haben, daß es die Frauen sind, die Kinder haben, die sich einer wirklichen zweiten Jugend erfreuen. Der Einfluß des Gemütes ist von einer ungeheuren Bedeutung auf das Aeußere. Wer hätte nicht schon bei jungen Müttern jenen rührend, freudenden Ausdruck gesehen, den ihre Kinder haben? Er verleiht dem Antlitz, das den Ausdruck der Reife hat, ein Gemisch von Kindlichkeit und Frohsinn, von Heiterkeit und einem gewissen innerlichen Glück. Auch will Oberstleut gesehen haben, daß manchen alten oder sagen wir älteren Mädchen, die das Glück der Mütterlichkeit noch in späteren Jahren kennen lernen, eine zweite Jugend erblüht. Sie haben es nicht einmal nötig, kosmetische Mittel anzuwenden, die die Runzeln aus dem Antlitz hervorrufen, die der Haut die Röte und Zartheit des Lebensalters verleihen sollen. Das Kind bringt den Frauen von heute, die mit und die in ihrem Kinde leben, den Reiz der Jugend zurück, wohl einen stärkeren Reiz, als es der von achtzehn Jahren ist. Der modernen Zeit ist diese Wandlung wohl zu verdanken. Denn heute steht das Kind weit mehr im Mittelpunkte aller Interessen, als dies früher der Fall gewesen.

Der Reitsitz der Damen.

Der Befehl des Kaisers, daß die Damen der deutschen Offiziere nicht im Herrensitz reiten dürfen, hat einen Briefwechsel in den Spalten der „Times" gefunden, der als Arzt behauptet, daß ein Reiten in diesem Sitz der Gesundheit einer Frau schädlich sein müsse. Von anderer Seite ist zur Rechtfertigung der Neuerung geltend gemacht worden, daß sich die Gefahr bei einem Sturz für die Reiterin vermindere und außerdem das Wundreiten des Pferderückens verhüte. Allerdings war mit dem seitlichen Reitsitz eine sehr beträchtliche Gefahr verbunden, daß bei einem Unfall die Reiterin getötet wurde. Durch Anwendung eines Sicherheitssteigbügels und durch die Reform des Kleiderrocks ist aber bereits eine wesentliche Abhilfe geschaffen worden.

Im übrigen scheint man gerade in England besonders geneigt zu sein, die Aenderung des Reitsitzes der Damen zu befürworten, und die Lochenschrift „Lancet" tritt dafür ein, daß jener Arzt die Gesundheitsgefahren der neuen Mode übertrieben habe. Es sei auch schwerer, auf einem Frauensattel zu reiten zu lernen, und das ist nicht nur für die Reiterin selbst, sondern auch für das Pferd ein Nachteil, das durch einen unsicheren Reiter mehr angestrengt wird. Erfahrungen, die eine Beweiskraft hätten, sind vorläufig gegen den männlichen Reitsitz nicht geltend gemacht worden, und es erscheint wenigstens möglich, daß die davon geführchteten Nachteile durch eine gute Anordnung des Sattelzeugs und Regulierung der Steigbügellänge aufgehoben werden könnten. Gerade in den Logen, wo sich der Unterschied am meisten bemerkbar machen muß, wie bei einem Sprung über beim Jägeln eines stätischen Pferdes, wird die unwillkürliche Betätigung der Muskeln der Schenkel den angeblich nachteiligen Folgen des Sitzes entgegenwirken. Allerdings wird damit eine größere körperliche Anstrengung verbunden sein, es müßte aber erst erwiesen werden, daß ungesunde Folgen damit verbunden sein können.

Der wichtigste Einwurf gegen die neue Mode wird in dem medizinischen Fachblatt nicht in einer ungünstigen Wirkung auf die Bedeuorgane gesehen, sondern darin, daß dieser Sitz für die meisten Frauen nicht so sicher ist wie der seitliche, und daß damit die Gefahr, abgeworfen zu werden, wächst. Dafür ist aber wiederum die Wahrscheinlichkeit des Hängenbleibens im Bügel geringer. Natürlich ist dabei vorausgesetzt, daß die Reiterin an sich völlig gesund ist.

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 18.

„Waldemar".

Richtige Lösungen gingen ein 37. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 43. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: A. Schurlitz, A. Schellenberg, Kurt Linke, Karl Bobbe, Louise Bischoff, Frau Neubert, Otto Unrub, Frau Fr. Rennert, Clara Schäfer, Fr. Lähne, G. Bartnik, Otto Schmude, Frau Hagemann, Frieda Weidner, O. Löber, Ida Kölling, Alli Kölling, Fr. L. Neander, Käthe Breitter, Willy Wilke, Artur Jaeckel, Paul Klenast, Eugen Beßter;

von auswärts: Marie Strich, Benchlitz, Fritz Peter, Nietleben, M. Zenker, Merseburg, Julia Biskupska, Grätz, Franz Plato, Nietleben, Maria Nieberg, Dönabrück, Gustav Ruhm, Ilsderben, Otto Ide, Nietleben, Lina Oertel, Breslau, Karl Wachsmuth, Teutschenthal.

Die Prämie:

Uhlands Gedichte und Dramen

entfiel auf Julia Biskupska, Grätz.

Rätsel.

Gleichklang.

Man wird's von allen schönen Dingen,
Und selbst soll man es gut auch sein.
Wird's klug beim Schach, wird's Sieg erringen,
Und was es kommt, stellt bald sich ein.

Prämie I:

Fritz Reuter, Ut mine Stromtid.

Prämie II:

Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben; A As; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel. Unter; V M H die 3 Spieler.)

M., der Mittelhandspieler, verliert a-Handspiel (Eichel-, Treff-Solo) auf folgende Karte:

a, b, c, dB, aK, D, 9; dD, 8, 7.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Vicaue-Bube, Coeur-Bube, Carr-Bube, Treff-König, Treff-Dame, Treff-Neun, Carr-Dame, Carr-Acht, Carr-Sieben.

Das d-Handspiel wäre natürlich weitaus sicherer gewesen; aber der böse Geiz verblendete den Spieler, daß er die höhere Farbe vorzog. Im Skat lagen aA, a10, sodaß das Spiel mit 9 Spitzen (Matadoren) ging. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 17.

Kartenverteilung:

V. aB, 9, 8, 7; c10, K, D, 8, 7; dA.
M. bB, aA, 10; bA, K, D, 9, 8; cA; dK.
H. c, dB, aD; bD, 10, 7, c9; d10, D, 9, 8.
Skat: aK, d7.

Spiel:

1. V. aB, a10, aD.	—	2. H. a9, aA, dB (— 13).
2. H. dD, dA, dK.	—	4. V. a8, bB, cB (— 4).
5. M. cA, c9, c7 (— 11).	—	Die anderen Stiche nimmt der Spieler. Die Gegner sind also mit 28 Schneidern geblieben. M. hätte sein b-Handspiel verloren:
1. V. dA, dK, d10 (— 25).	—	2. V. cD, cA, c9.
3. M. bB, b7, aB (— 4).	—	4. V. c8, b9, aD.
5. M. b8, b10, c10 (— 20).	—	6. H. d9, a9, bA.
7. M. bD, dB, cK (— 8).	—	8. H. dD, a8, bK.
9. M. aA, cB, a7 (— 13).	—	10. H. d8, c7, a10 (— 10).

Damit hätten die Gegner 80. Auch wenn der Spieler im 7. Stich statt Trumpf zu ziehen, a vorsetzt, ändert das nichts am Ausgang.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huch, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 19 — **Halle a. S., Sonntag, den 10. Mai** — **1914**

Das Glück, es ist ein Jesuit,
Es nahet sich mit heuchlerschritt
Und lächelt aus dem Antlitz fein
Und kniet und blinzelt, kriecht und gleißt;
Doch wirft man ihm an Busen sich,
So gibt's uns bald — den letzten Stich.

Moritz Gottl. Saphir.

Der Reiter.

Von Oskar Maurus Fontana.

Da der Häusler sein Weib heimgeführt hatte und sie mit seiner Liebe schier bedeckte, als wolle er nur an ihr Teil haben und müsse sie vor den anderen schützen, scholl mit einem Male Hufschlag durch die stille Nacht, kam näher, hielt an und irgend etwas pochte an das Fenster, daß die Scheiben klirrten. Der Häusler Jakob und sein Weib erschraken gar sehr, und sie verharrten so lauernd und schweigend, bis daß es ein zweites Mal pochte. Da erhob sich Jakob, warf den Rock um, aber sein Weib flehte: „Geh nicht, geh nicht von mir!" In seiner männlichen Gefaßtheit, die ihn über seine Jahre hinaus älter machte, entgegnete er: „Es klopft an mein Fenster, an meinem Hof und hat bis in mein Herz hineingeklopft. Ich kann nicht mehr liegen. Wer hat geklopft?" „Es werden Räuber sein, ich habe Angst um dich und du kommst nicht wieder, wie ich dich jetzt habe." „Das kann Gott nicht wollen, daß ich in unserer ersten Nacht dir verloren gehe." Damit ging er, während es ein drittes Mal pochte, sperrte den Riegel auf und trat in die dunkle Nacht, in der die Bäume wie Vögel mit auseinandergeschlagenem Gefieder auf dem Erdboden hockten.

Im Hofe war ein Kastanienbaum, und, weil es Frühling war, stand er ganz im Weißen da, als hätte er alles Licht in sich getrunken und sei berauscht. Unter dem Baume gewahrte aber Jakob einen Reiter. Ein Helm leuchtete aus dem blauen Dunkel auf, ein Roßschweif bog sich um ihn, auf der Brust des Reiters glänzte wiederum Eisen, auch die eine, Jakob zugekehrte Hand stak in leuchtendem Eisen, mit der anderen Hand hielt er ein leeres Pferd, das ruhig dastand, den Kopf gegen die feuchte Frühlingserde gesenkt. Von dem Antlitz des Reiters sah Jakob nichts, ein paar große Augen, in denen — wie er meinte — die ganze Welt hätte Raum finden können.

Er trat näher und, nachdem er eine Weile staunend geschaut und Stunde und Ort vergessen hatte, tat er die sonderbare Frage: „Herr, was willst du?"

Der Reiter sprach mit einer dunkel sich schwingenden Stimme, indem er mit der einen Hand auf das leere Roß wies: „Ich komme, dich zu holen. Steig auf und reite mit mir." Und da der Häusler sich verwunderte und schwieg, wiederholte der Reiter mit stärkerer Stimme: „Reite mit!"

„Wer bist du, Herr?" sprach Jakob beklommen.

Und der Reiter sprach: „Du sagst es."

„Herr, ich kenne dich nicht, ich habe dich nie geschaut, wer bist du, Herr, und was kommst du zu mir?"

„Ich komme, dich zu holen. Sitz auf, reite. Ich will dir mein Antlitz zeigen. Aber — reite!"

„Drei Stunden hinters Dorf und ich weiß nichts."

„Ich reite voran."

„Ich kann nicht, Herr." Und der Häusler wurde schfahl im Antlitz.

„Schicke mich nicht fort. Ich klopfe nicht oft an dein Fenster. Schicke mich nicht fort."

„Herr, ich habe ein Weib."

„Schicke mich nicht fort."

Doch der Häusler Jakob schrie voll schmerzender Angst: „Herr, was willst du von mir? Ich habe ein Weib, ich hab' es lieb. Was willst du mich von ihr reißen! Ich will Kinder haben, ich will das Korn auf meinen Aeckern sich heben und schwer und gelb werden sehen, ich will mehr Felder haben, ich will einen Garten kaufen, will in die Erde Fruchtkerne legen, Obstbäume aus ihnen keimen, steigen und sich breiten sehen und unter ihnen meine Kinder und meiner Kinder Kinder singen hören, essend die Früchte von den Bäumen, die ich ihnen gepflanzt und sie ihnen Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen und Pfirsiche in den Schoß schütten. Ich will, Herr, und ich werde."

„So lebe wohl."

„Herr, bleibe, stelle dein Roß in meinen Stall, ich will ihm das beste Futter geben und du sollst mein lieber Gast heißen, bleibe."

„Ich reite."

„Herr —" und dem Häusler wollten die Knie brechen, als wäre er nicht vierundzwanzig, sondern neunzig.

„Lebe wohl."

Der Reiter rief es mit heller Stimme, setzte seinem Roß die Sporen ein und, das andere Tier am Halfter neben sich haltend, sprengte er, indes der Boden erschütterte, in die blaue Nacht, die ihn bald verschlang und ein wenig später auch keinen Hall mehr gab.

Der Häusler starrte ihm nach und griff sich an die Stirne und wußte nicht, was ihm geschehen war, und ging ins Haus. Sein Weib fand er schlafend. Er weckte sie nicht, aber sah lange die Schlummernde mit aufgerissenen Augen an, dann legte er sich neben sie und fiel in einen Schlaf, dem auf der Brust drohende Gestalten hockten.

Aber sein Leben war leicht und schön. Alles geriet ihm wohl. Seine Felder trugen doppelt so viel Frucht als die der Nachbarn, seine Frau hatte ihn lieb wie nichts wieder und sie gebar ihm Kinder, Söhne und Töchter, die blond und stark im Hofe sprangen, nach Mäusen jagten, im Fluß wateten, im Wald die Bäume emporkletterten und des Nachts mit roten, frischen Backen und lächelnd schliefen. Und Jakob kaufte einen Acker und noch einen und noch einen und erstand eine Wiese und machte sie zum Garten und ließ sein Haus größer und geräumiger bauen und hatte den schönsten Hof und die ertragreichsten Felder und Gelände. Er war froh. Nur um die Abendstunde konnte es geschehen, daß er stumm beim Fenster stand, sein Gesicht gegen die Scheiben preßte. Da wartete er auf den Reiter, der den Jüngling von hinnen hatte führen wollen, ob der wohl wiederkäme. Aber er kam nicht.

Der Jakob hatte Hochzeit im Hause. Sein ältester Sohn heiratete, Musikanten waren da und die Leute von ringsum saßen an langen Tischen und tanzten in die Nacht hinein und schrien, und dann wurden Raketen gegen die Sterne geschleudert, die oben in breiten Lichtschleifen zerplatzten und nach unten fielen. Es war das größte Fest, das die Gegend seit Menschengedenken gesehen hatte.

Einen Monat später fiel dem Jakob sein Weib in ein hitziges Fieber, sie erkannte daß niemand mehr und war durch Tage und Nächte heiß und dann kalt, ganz kalt. Sie war gestorben. Dem Jakob wollte sein Herz schier zu Zunder zerfallen, so sehr hatte er sein Weib geliebt und sie ihn so sehr ineinandergeschlungen waren sie den Weg des Lebens gegangen. Und da er des Abends an ihrem Totenbette stand und die Kinder in ihre Kammer geschickt hatte und die Tote noch einmal recht liebreich ansah, da blickte er den Weg zurück, den sie beide geschritten, und es wollte ihn bedrücken, als wäre er jetzt trotz Kinder, Felder, Fruchtbäume und reicher Stuben ganz allein und ganz arm. So Trübes sann er. Da mit einem Male scholl wieder der Hufschlag, den er seit jener Zeit nicht hatte aus seinem Gedächtnis tun können, kam näher, hielt an, und irgend etwas pochte an das Fenster, daß wie damals die Scheiben klirrten. Und Jakob lief in den Hof hinaus, da saß der Reiter auf seinem Pferde und hielt ein anderes und das Eisen glänzte und die Augen waren groß und weit. Es war wie damals. Nur daß der Kastanienbaum keine Blätter trug, sondern mit kahlen Aesten in den eisengrauen Himmel stach, denn es war Herbst. Und als Jakob näher trat, raschelte das Laub unter seinen Füßen. Aber er war plötzlich zornig, und daß er zuweilen nach dem Reiter ausgeschaut, war weggenommen, und er schrie dem Reiter zu: „Kommst du mich zu holen?"

„Du sagst es."

„So reite auf den Rabenstein, du Knecht. Was willst du von mir? Habe ich nicht hier mein Leben, habe ich es nicht mit meinen Fäusten zusammengetragen und soll es lassen, weil du Wegelagerer den sicheren Besitz hasseft."

„Dein Weib ist tot."

„Was kümmerst dich. Hast du ihr das Gift ins Blut gegossen? Damit du mich etwas kirrtest! Ich bin Herr geworden, ich brauche dich nicht, ich bin Herr geworden."

„Sieh hich vor."

„Vor deinesgleichen wohl."

„Sitz auf, Jakob, glaube mir, noch blühen Blüten, noch tragen die Stöcke Trauben. Sitz auf, reite mit!"

„Ich speie auf dein Wort."

„So siehst du mich nimmer."

„So ist mir wohl."

„Du riefest denn nach mir."

„Nimmer."

„Noch einmal", und der Reiter sprach es flehend: „reite mit."

„Ich bin Herr geworden."

„Lebe wohl."

Und der Reiter ritt, das andere Pferd neben sich haltend, in den Herbst hinaus und ließ den sorgnigen Jakob, der plötzlich Tränen in den Augen hatte, als er den Pferden nachsah.

Aber der Segen wollte ihn nicht lassen, auch nachdem ihm sein Weib gestorben war. Die Spinde füllten sich, die Scheunen waren bis ans Dach beladen, Söhne heirateten ihm, Töchter wurden Bräute, Kinder kamen, und der Jakob erkannte sich in den Enkelsizgen. Sein Haar war indeß weiß geworden und seine Knochen krachten in den Gelenken, aber ungebeugt ging er.

Krieg wurde. Die Männer mußten zu den Waffen, die Häuser im Dorf hielten nur noch die Weiber, die Kinder, die Krüppel und die Greise. Unter diesen der Jakob. Bald wiederzukommen mit grünem Reise am Hut, hatten die Männer versprochen. Zuerst hatten sie gesiegt, in kleinen Scharmützeln den Feind zurückgetrieben und wollten über die Grenze marschieren. Hier kam es zur ersten großen Schlacht. Unter dem Donner der Kanonen, die auf einem Hügel, fast in die Erde gesenkt, ihr Feuer spien, rückten sie vor. Mit einem Male begannen auch drüben die Kanonen, die Truppen kamen ins Wanken, der General stellte sich an die Spitze, eine Granate zerfetzte ihn und sein Pferd, die Soldaten gerieten in Verwirrung, von links galoppierte feindliche Kavallerie heran, hieb schon ein, auch vorne begann der Feind vorzugehen, die Hauptlente schrieen, sie packten Fliehende beim Aermel, sie schossen auf die sinnlos Laufenden, die im Fluß ertranken, im Moor stecken blieben. Die Schlacht war verloren, Tausende ohne Atem, Kanonen und Fahnen in der Hand der Feinde. Nun ging es Schlacht um Schlacht so, sie wurden zu Paaren getrieben, der Feind fiel in breiten Schwärz-

Gedenktage der Woche.

10. Mai 1631 Zerstörung von Magdeburg durch Tilly.
1760 J. P. Hebel in Basel *
1871 Frankfurter Friede.
1906 Erfindung der russischen Reichsduma.
11. Mai 1686 Physiker Otto v. Guericke in Hamburg †
1860 Garibaldi landet bei Marsala.
1878 Mordanfall auf Kaiser Wilhelm I.
12. Mai 1803 Justus von Liebig, berühmter Chemiker. *
1845 Dichter A. W. v. Schlegel in Bonn †
1873 Erlaß der Maigesetze in Preußen (Beginn des „Kulturkampfes").
1881 Erste Fahrt einer elektrischen Eisenbahn (Berlin).
13. Mai 1707 Der Naturforscher Linné *
14. Mai 1610 Heinrich IV. von Frankreich ermordet.
1686 Der Physiker Fahrenheit in Danzig *
15. Mai 1525 Schlacht bei Frankenhausen.
1800 Napoleon Bonaparte geht über den St. Bernhard.
1881 Der Dichter Franz Dingelstedt †
16. Mai 1703 Gründung Petersburgs durch Peter den Großen.
1788 Friedrich Rückert in Schweinfurt *

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140510027/fragment/page=0001

men in das Land und sengte und fraß wie Heuschrecken. In der vierten großen Schlacht wurde das Regiment, dem die Männer des Dorfes angehörten, zusammengeschossen und zusammengehauen. Keiner kam wieder. Die Weiber fielen in Rasen und Schreien, manche stach ein Messer in ihre Brust, manche gebar ein totes Kind . . . . Der Jakob hatte keine Söhne mehr, er trug es geduldig.

Dann war der Feind im Dorfe. Der König mit seinem Hof war geflohen, das Heer zersprengt, das Land in der Gewalt des Feindes und er lag auf ihm wie der Herr Satan. Im Dorf stürzte er sich auf die Weiber, höhnte die Greise, schickte die halbwüchsigen Kinder ins Feld als Tröshbuben, verwüstete die Felder und leerte die Truhen. Der Jakob wurde vom Hofe gejagt, ihm alles genommen, weil sich bei ihm Silberzeug gefunden, trotz des Gebotes, alles Silber dem Feinde zu geben. Er war ein Bettler. Seuchen kamen, den Menschen setzten sich Beulen auf die Leiber, sie wurden aschfarben vor Schreck und Fieber, fielen um, schlugen um sich und waren tot. Hungersnot schnürte die Kehlen der Lebenden.

Der Jakob irrte herum, er war zerlumpt, sein Rücken war gebeugt und in dem mageren Gesicht hingen die Augen wie an dünnen Stielen. Kein Krieg war mehr, nur noch ein Kampf gegen das Schlimme, das herangebrochen war und die Menschen schlug. Der Jakob lag in einer Scheune, die einmal sein Besitz gewesen war, die nun halb verbrannt und zusammengefallen war. Ihn fror. Die Erde hatte sich vor Frost zusammengekrümmt und war hart und gefurcht worden. Er konnte nicht schlafen, er sah sein Weib, seine Kinder, seine Enkel, sein Haus, seine Geräte, seine Felder, seine Bäume und lag jetzt hier allein, er allein nicht gestorben oder verschleppt. Wie ein Rosenkranz glitt sein Leben durch die dürren Altershände. Er sah den Reiter vor sich unter dem Kastanienbaum im Frühjahr und im Herbst. Und er war nicht mitgeritten und war daheim zu Schanden gekommen. Alle Sehnsucht war auf einmal wie Fieber in dem klapprenden Körper, noch einmal reiten zu können, noch einmal den Geruch des Waldes zu spüren und die Welt unten vor sich gebreitet zu sehen und von seinem Roß dies alles zu betrachten, hoch und groß im Sattel sitzend. Und dann weiter, weiter!

Er erhob sich, schlepptе sich zur Scheune hinaus, den Schluß des Weges kroch er auf allen Vieren und lugte in den Hof zum Kastanienbaum. Da stand wieder der Reiter, hielt das leere Pferd am Halfter und Eisen floß um ihn leuchtend. Bei diesem Anblick kam dem Jakob wieder das Blut, er richtete sich auf und lief fast zu dem Reiter, schreiend, immerzu schreiend: „Ich will reiten, ich will reiten, ich will reiten!"

Der Reiter sagte: „So rufst du mich — so sitz auf."

Und der Jakob stieg auf und fiel nicht, etwas stolpernd seiner alten, ungelenken Knochen wegen. Er saß im Sattel. Der Reiter ließ den Zügel los und zeigte mit dem linken Zeigefinger in die weiße schneetreibende Nacht und ritt voran. Jakob ihm nach. Und sie sprengten an Weilern und Mühlen vorbei. Dem Jakob war, Trompeten würden geblasen, Trommeln schlugen einfallend, ein heißes, sehr trockenes Fahnentuch, das einer um und umschwang, rührte an seine Lippen, hinten scholl es dröhnend von Hufen, als ritten Tausende hinter ihnen. Aber er sah sich nicht um, er sah nur auf den Reiter. Der ritt und ritt und sie ritten und ritten.

Am Morgen fand ein Soldat in abgeschabter Uniform einen toten alten Mann im Hofe unter dem Kastanienbaum. Der Leichnam war ganz mit Schnee bedeckt, nur die rechte Hand war gehoben, als greife sie ins Leere. Der Soldat warf den Toten in eine Grube und schüttete Erde darauf und schichtete ein paar Steine. Und so ruhte Jakob, der Häusler.

Der Nachtmensch.

Von Max Kreyer.

Otto Butterteich, einziger hinterbliebener Sohn des verstorbenen Konservenfabrikanten August Butterteich, hatte täglich vierzig Mark zu verzehren, rein zu verzehren, denn für Wohnung, Kleidung usw. sorgte die Ihrer Gesundheit wegen stets im Süden weilende Witwe seines Erzeugers außerdem noch, weil sie sich das teure Leben dieses Prachtkerlchens noch lange erhalten wollte. Dafür sorgte überdies Otto schon von selbst, indem er es so einzurichten wußte, daß von den vierzig Mark kein Pfennig übrig blieb. Das war Ehrensache. Otto Butterteich war nämlich ein Nachtmensch, wozu ihn schon, wie er durchaus ernst meinte, die Stunde seiner Geburt, nämlich die mitternächtliche, gemacht habe. Er würde es also für eine direkte Fälschung der Tatsachen halten, wenn man behaupten wollte, er habe vor fünfunddreißig Jahren das Licht des Tages erblickt, — ergo habe ihn gleich nach der Geburt die Nacht unter ihre Fittiche genommen. Es ist erklärlich, daß die häusliche Umgebung eines derartigen Nachtmenschen es nicht leicht hat, mit ihm fertig zu werden, weil der Anachronismus eine völlige Umkrempelung der Verhältnisse bedingt. Als die Märtyrerin Numero eins, eine alleinstehende, würdige Dame, nach dreijähriger Ausdauer das Zeitliche gesegnet hatte (leider mußte sie am Tage begraben werden, was ihr Mieter geradezu als einen störenden Eingriff in sein Lebensprogramm betrachtete), sah sich Butterteich genötigt, seinen Wigwam wo anders aufzuschlagen. Kaum hatte er, es war im Winter, am frühen Abend, seine schweren Koffer und Kisten zu der verwitweten Frau Bergwerksingenieur Gnadenast, bei der er die drei möblierten Vorderzimmer gemietet hatte, transportieren lassen, als auch schon der Konflikt begann.

„Ich bitte um den Morgenkaffee", sagte er zum Mädchen, das sein Klingeln herbeigerufen hatte.

Die breitgesichtige Pommerin glaubte ihn nicht richtig verstanden zu haben. Jedenfalls sog sie es vor, nicht erst zu fragen, sondern die Lösung des Rätsels ihrer Herrin zu überlassen. Frau Bergwerksingenieur, eine noch gut aussehende, etwas stark von sich eingenommene Dame, trat in die Erscheinung. „Der Herr wünschen über den Morgenkaffee zu sprechen?" — „In Gegenteil, meine Verehrteste, — ich möchte ihn gern haben. Es ist bereits sieben Uhr morgens." Frau Gnadenast fuhr ein wenig zurück. „Der Herr wollten wohl „abends" sagen . . ." — „Nein, nein, verehrte Frau Doktor, morgens, morgens. Für mich ist es erst morgens. An diese Zeiteinteilung werden Sie sich gewöhnen müssen, es ist übrigens heute ausnahmsweise spät geworden. Sonst bin ich ein Frühaufsteher. Tja."

Frau Gnadenast glaubte, daß er seinen Scherz mit ihr treibe, und so sagte sie entgegenkommend: „O, das tut nichts. Meine Tochter muß auch schon sehr früh heraus. Sie brauchen also nur zu bestellen. Der Kaffee wird Ihnen auf die Minute vorgesetzt."

Es lag nur zu nahe, daß Otto Butterteich, der in seiner eigenen Zeitrechnung lebte, das falsch auffaßte: „So, so. Ihr Fräulein Tochter geht nachts ihrer Beschäftigung nach?" äußerte er sich lebhaft. „Das interessiert mich sehr. Was treibt sie denn? Was für einen Dienst hat sie? Tanzt sie? Ist sie Kassiererin? Vielleicht Büfettdame?" — „Aber erlauben Sie mal —!" unterbrach ihn die Frau Bergwerksingenieur ganz entrüstet. Otto Butterteich, mit seinem Verstande vorübergehend aus Tageslicht gerückt, bat um Verzeihung, als er erfuhr, daß Fräulein Lucie Gnadenast schon morgens früh sieben Uhr — nach richtiger Zeit — von Hause fort müsse, da sie einen weiten Weg habe bis zu dem Fabrikkontor, wo sie Korrespondentin in Englisch und Französisch sei.

„Da haben wir ja einen ganz verrückten Menschen bekommen", sagte Frau Gnadenast ein paar Tage später gegen Abend zu ihrer Tochter, die hinten im Wohnzimmer vor dem Nußbaumtrumeau stand, ihren Sammethut, an dem sie Aenderungen vorgenommen hatte, ausprobierte und dabei ihre stramme Figur unwillkürlich recken mußte. Draußen in der Fabrik hatte man englische Tischzeit, und so kam Lucie gewöhnlich gegen 6 Uhr nach Hause.

„Das sind noch nicht die schlechtesten, Mama", gab sie zurück, ohne den Anblick ihres gesunden Spiegelbildes zu unterbrechen. „Die schlimmsten sind die bösigen, die wie die Hammel durchs Leben trotten; Was macht er denn so Verrücktes, wie?"

„Die Nacht zum Tage."

„Weiter nichts?"

„Na, hör' mal, das ist doch gerade genug. Ein Bummelant erster Güte. Vor sechs Uhr morgens kommt er selten nach Hause. Dann schläft er, nachmittags um sechs trinkt er seinen Morgenkaffee und nimmt die übrigen Mahlzeiten ganz nach der Tageseinteilung ein. Auf das Peinlichste, genau nach der Stunde. Er nennt sich mit Stolz Nachtmensch, er könne gar nicht mehr anders leben."

„Das ist ja grotzartig", warf Lucie lachend ein. „Wer's so haben kann! Was muß der alles zu sehen kriegen. Ich wollte, ich könnte auch mal so eine Nacht durchbummeln. Das wäre doch wieder mal etwas anderes. Seit einem Jahr habe ich keinen Ball mehr mitgemacht . . . . . Papa machte das übrigens auch manchmal. Das sei notwendig, um den Geist wieder einmal aufzufrischen, meinte er."

„Mal, aber doch nicht immer . . . Na, ich werde das vier Wochen mit ansehen und ihm dann einfach sagen, daß wir Tagmenschen sind. Das wird er dann hoffentlich schon verstehen. Man will doch von seinen Vorderzimmern auch was haben. Leute ohne Bernsen sind mir übrigens ein Greuel."

„Im Gegenteil, — ich finde, daß man sich eines solchen Menschen erbarmen muß. Man müßte versuchen, ihn wieder zu einer geregelten Lebensführung zu bringen. Wenn ich nur wüßte, ob er es mit danken würde."

Lucie zählte bereits fünfundzwanzig Jahre, saß aber frisch wie eine Zwanzigjährige aus. Erfahrung hatte sie allerdings wie eine Dreißigjährige, die Ohren und Augen nicht umsonst offen hält, und die Furcht vor dem Ungehener Berlin längst verloren hat. Gestern abend, als Herr Butterteich bereits auf dem Wege war, sein Frühstück irgendwo einzunehmen, hatte sie sich seine Häuslichkeit vorne angesehen und dabei auch seine Photographien verschiedener Jahrgänge betrachtet. Der letzte Jahrgang interessierte sie natürlich am meisten. Gar kein übler Mann, das mußte sie sich sagen. Sie hatte sich einen vertrunkenen Kerl mit verquollenen Augen vorgestellt und sah nun einen Menschen mit offenem Gesicht und merkwürdig hübschen Augen, die ihr allerdings etwas ausgeriffen vorkamen.

Etwas Neigung zum Fettansatz schien ja vorhanden zu sein, das kam aber jedenfalls von den vielen Sitzen und vom Biere. So etwas ließ sich immer eher wegbringen als anbringen, und für die mageren Männer hatte sie nie etwas übrig gehabt. Ausschlaggebend waren der flotte Schnurrbart unter der kühnsprechenden Nase und das üppige gekräuselte Haar über der sorgenlos gebauten Stirn. „Herr Butterteich, Sie scheinen nicht ganz „ohne" zu sein, Sie müßten eigentlich daran glauben", sprach die gedankenvolle Lucie ganz bewußt vor sich hin. Der Name war allerdings nicht herausfordernd zum Kampfe, aber mit dem ihrigen konnte sie auch keinen Staat machen.

Die ersten vier Wochen bekamen die beiden Damen ihren Mieter gar nicht zu sehen, was eine Folge der verschiedenen Lebenswege war. Wenn bei Gnadenasts die Sonne unterging, ging sie bei Butterteich auf. Eines morgens, um sieben Uhr, als Lucie, wie gewöhnlich fortging, begegnete sie auf der Treppe einem Herrn, dessen Gesicht ihr bekannt vorkam, obwohl er den Kragen des Pelzpaletots über die Ohren geschlagen hatte und den Zylinder etwas schief in die Stirn gerückt trug. Er schmunkte bedenklich, und da er noch den freien Ton in der soeben verlassenen letzten Nacht-Bar in Gedanken hatte, so hielt er einen kleinen Flirt auf der stillen Treppe mit der ihm unbekannten Schönen für erlaubt, was er durch ein paar ganz kecke Redensarten andeutete. Er fiel aber gründlich ab, indem er die Worte zu hören bekam: „Bitte sehr, Herr Sonnenfeind, — bringen Sie Ihre Belästigungen wo anders an."

Diese Bezeichnung blieb auf Otto Butterteich sitzen, denn sie erschien ihm als eine unverdiente, obendrein ganz vertrauliche Kränkung. Er, der ausgesprochene Typ der Berliner Nachtmenschen, der während zehn Stunden im elektrischen Lichte förmlich schwamm und in den Balkhäusern manchmal tausend geschminkte Sonnen leuchten sah, sollte ein Feind des göttlichen Lichtes sein? Diese feste Feindin mußte er fristlos . . . Ganz gegen seine Gewohnheit legte er sich nicht gleich schlafen, sondern wusch sich die Augen mit kaltem Wasser, zündete sich eine frische Zigarre an und wartete das Erscheinen seiner verehrten Wirtin ab, die ihn erstaunt fragte ob er schon ausgehen wolle. Worauf Herr Butterteich ganz entrüstet erwiderte, daß es ja „Abend" und er soeben erst nach Hause gekommen sei.

„Sie sind krank", meint Herr", sagte Frau Gnadenast ebenso ärgerlich als mutig. „Denn Sie leiden an einer fixen Idee. Wenn das so weitergeht, werden wir noch mondsüchtig, natürlich am Tage.

Schon vorhin sagte meine Tochter, ehe sie ging: „Es ist jetzt Abend und bald kommt der Sonnenfeind nach Hause."

„Ei, ei, so eine hübsche Tochter haben Sie?" Weiter sagte Butterteich nichts, denn er wußte Bescheid. Es war wohl bloß nicht Zufall, daß er Lucie bei Morgens jetzt häufiger begegnete. Als das wieder einmal geschah, war er so verwegen, ihr seine Begleitung anzutragen. „Haben Sie noch nicht genug von dem nächtlichen Berlin?" sprach sie ohne Zaudern. „Es gibt nichts mehr, es ist alles zu. Schämen Sie sich denn nicht? Sehen Sie sich nur einmal im Spiegel an, Adieu." Otto Butterteich fand diese Behandlung unerhört. Der Mann mit vierzig Mark täglicher Verzehrungsrente regte sich in ihm. So blieb er denn an ihrer Seite und schwor, sie in einem Auto bis zu der Fabrik zu fahren. „Ist noch so viel übrig geblieben?" spottete Lucie. „Wenn Sie allein fahren wollen, pumpe ich Ihnen. Pfui, Sie halten ja nach Alkohol. Wer wird Sie jemals heiraten?"

Das war der Gipfel für Butterteich. „Ich denke, Sie", stieß er grimmig hervor.

„Ich? Dann müssen Sie noch einmal geboren werden." Sie beschleunigte ihren Schritt. „So hören Sie doch, mein verehrtes Fräulein", sagte Butterteich ganz auffällig, „ich will mich ja auch schämen. Weshalb sind Sie keine Nachtmenschin? Dann würden Sie mich schon mehr schätzen lernen." Lucie lachte. „Ich danke. Sie sind ein Unglückswurm. Wenn Sie so fort wirtschaften mit Ihrer Gesundheit, sterben Sie bald." Butterteich stöhnte. „Dann retten Sie mich doch. Das ist der seligste Wunsch meiner Mama, sie würde Sie segnen." Lucie lachte wieder. „Ich bin doch keine Heilanstalt für Trinker." Butterteich stöhnte noch lauter, immer gleichen Schrittes mit ihr. „Sie verkennen mich total, ich amüsiere mich ja nur. Ich kann nicht mehr ins Tageslicht blicken, das ist das Schreckliche. Ich führe eben das Leben eines besseren Nachtwächters. Kommen Sie einmal zwischen vier und fünf ins Café Bauer, meinetwegen vom Ball, das ist doch nicht schlimm." Lucie war so geraunt, daß sie stehen blieb, um Atem zu schöpfen. „Offen Sie da immer Ihr Abendbrot frühmorgens? Es ist gut, ich werde dort Nacht-Kassiererin werden, ganz im Ernst. Dann können Sie sich dort gleich häuslich einrichten." Husch, war sie fort in die Elektrische.

„Denken Sie nur, was in meine Tochter gefahren ist", sagte Frau Gnadenast am anderen Tage nachmittags, als Butterteich, ohne es zu merken, eine Stunde früher aufgestanden war. Der Wecker hatte nämlich um fünf Uhr bereits geraselt, was ihm auch gar nicht aufgefallen war, da die Wanduhr dieselbe Zeit zeigte. „Sie will ihre Stellung kündigen, um Nacht-Kassiererin im Café Bauer zu werden, weil Sie es so gewünscht haben." Butterteich sah sie blöde an. „Ich? Sie ist wohl toll geworden? Halten Sie sie um Himmels Willen davon ab. Ihre Tochter ist zu schön dazu." Er empfand schon eifersüchtige Regung, obgleich er bei sich dachte: Sie liebt mich, keine Frage." Was mußte er für ein Kerl sein, daß sie solch ein Opfer bringen wollte!

„Hat er was gemerkt mit dem Wecker, Emilie?" fragte Lucie das Mädchen noch am selben Abend. „Nicht? Dann ist's gut. Morgen früh machen Sie das wieder so. Sobald er schläft, schleichen Sie sich hinein. Immer nur eine Stunde zurück, damit er sich daran gewöhnt. Und vergessen Sie nur nicht beim Regulator dasselbe. Den Herrn werden wir schon kriegen." Sie hatte gelesen, daß man Trunkenbolden immer kleinere Schnapsflaschen gab, ohne daß sie es merkten, und so hoffte sie, auf ähnliche Weise den Nachtmenschen wieder ans Tageslicht zu gewöhnen. Diese Erziehungsmethode half, denn sobald Otto Butterteich einmal munter war und sich die Augen gerieben hatte, glaube er etwas von seinem „Tage" zu versäumen, wenn er sich nicht rasch zum „Morgenkaffee" rüste. Selbst als er den „Irrtum", den er sich selbst zuschrieb, entdeckte, wunderte er sich, wie ausgeschlafen er eigentlich war. Da er auf diese Art seine nächtliche Fahrt früher begann, so war es auch erklärlich, daß er früher ermüdete und auch zeitiger als sonst nach Hause kam.

Als er nach acht Tagen, gleich nach dem Aufstehen, die dichten Vorhänge auseinander streifte und helles Sonnenlicht auf der Straße erblickte, wurde er doch etwas stutzig, obgleich es nahe lag, daß er zunächst an die Mitternachtssonne dachte. Aber die gab es doch in Berlin nicht. Sämtliche Uhren zeigten auf zwölf. Er faßte sich an seinen Kopf, der übrigens klar war. So im Traun konnte er doch nicht gewesen sein, daß er diesmal den Wecker auf Mittag (den richtigsbenden) gestellt haben konnte. Dieses geisterhafte Eingreifen in sein streng geregeltes Dasein mußte aufgeklärt werden. Da es Sonntag war, so machte er rasch sorgfältig Toilette, um die Damen Gnadenast würdevoll vor Gericht zu empfangen.

„Wollen Sie Schlittschuhlaufen gehen, Herr Butterteich?" fragte Lucie keck. „Gehen Sie doch nur diesen herrlichen Wintertag." Und sie drehte das elektrische Licht aus und zog die Fenstervorhänge im Salon weit auseinander, daß das weiße Licht breit hereinflutete. „Und wie frisch und munter Sie aussehen, wie neu geboren. Es freut mich, Sie gerettet zu haben. Ist das Leben am Tage nicht viel schöner?"

Otto Butterteich sah ein, daß er hier einem stärkeren Geiste unterlegen war, nämlich der Klugheit eines intelligenten Weibes. Es blieb ihm wohl nichts anderes übrig, als seiner Mama den Gefallen zu tun, und zu heiraten.

„Dann darf ich die Damen wohl bitten, mit mir zusammen bei Kempinski zu Mittag zu speisen, damit wir dieses Wunder würdig feiern", sagte er kurz entschlossen.

„Am Tage", betonte Lucie und sah ihn dabei ganz herzwirrend an.

„Natürlich, ich muß Ihnen doch einmal gründlich in die Augen schauen können."

Frau verwitwete Ingenieur hatte so die Empfindung, als müsse sie die beiden jetzt allein lassen. Und das tat sie auch. Gott sei Dank war es so heller lichter Tag. Rasch sich doch diese modernen Menschen fanden, ohne viel Anfingen und ewige Schwüre. Hübsch praktisch und vernünftig. Es war eine ganz verdrehte Zeit — das hatte die aufgeweckte Lucie soeben auch mit den Uhren bewiesen.

Prinz Arthurs Abenteuer.

Von Franz Molnar.

Während meiner Studienzeit in Genf war ich mit einem russischen Chemiker befreundet, der mich mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt bekannt machte, mich in Familien einführte, mir den Zuckerbäckerladen zeigte, in dem man für 95 Centimes die besten Aufsetztorten bekam, und das Kaffeehaus, in dem man die weißen Wüthlätter fand. Er war ein bemoostes Haupt, ein überall bekannter und beliebter Student, der von dem neuesten Klatsch bis zu den jüngsten Theater- und Kunstnachrichten über alles genau informiert war.

An einem Sonntagmachmittag führte er mich auf den Friedhof und zeigte mir die Gräber seiner Landsleute, die hierher gekommen waren, um Zerstreuung zu suchen, und die ewige Ruhe gefunden hatten. An viele dieser Gräber knüpften sich interessante Geschichten, am tiefsten aber hat sich die des Prinzen Arthur meinem Gedächtnisse eingeprägt. Ich gab meiner Verwunderung Ausdruck, daß ein Prinz von reinstem Geblüt nicht daheim in der Familiengruft, sondern hier in der Fremde begraben wurde, und mein Freund erzählte mir die Geschichte des armen Prinzen, der ausdrücklich gewünscht hatte, hier am Genfer Friedhof beigesetzt zu werden.

Prinz Arthur war neunzehn Jahre alt, als er sich in ein schönes Bürgermädchen, die Tochter eines unbemittelten Kaufmanns, verliebte. Das Mädchen erwiderte seine Liebe und die beiden beschlossen, miteinander über die Grenze zu flüchten. Der Fluchtplan ward jedoch verraten, die Kaufmannsfamilie überfiedelte gezwungenermaßen nach Berlin und der Prinz wurde in Begleitung eines Mentors nach Genf geschickt, wo er in derselben Pension abstieg, in der auch der russische Chemiker wohnte, der sich mit den Landsleuten bald befreundete.

Prinz Arthur, der sehr bleich und niedergeschlagen war, machte seinem Begleiter große Sorgen, so daß dieser einen Arzt zu Rate zog. Dieser rieg dem Prinzen, Zerstreuung und Bekanntschaften zu suchen, ein Heilverfahren, das bei dem jugendlichen Kranken den besten Erfolg versprach.

Er befolgte denn auch gewissenhaft den Rat des erfahrenen Arztes, besuchte in Begleitung seines Mentors und des russischen Studenten öffentliche Unterhaltungen, knüpfte Bekanntschaften an, war aber von einer so auffallenden Abneigung gegen das weibliche Geschlecht beseelen, daß er kein Frauenzimmer auch nur mit der Fingerspitze berühren mochte.

Eines Tages erklärte der Prinz die Tochter des Professors Boucherie, die eben den Vorgarten ihrer Villa verlassen hatte und sich gerade die Stadt zuschritt. Die junge Dame war achtundzwanzig Jahre alt, eine schlanke, sehr elegante Erscheinung, die mit einfacher Vornehmheit gekleidet war und die jedermann kannte. Es hieß, daß sie ein Verhältnis mit einem Millionär hatte, der seine Frau und drei Kinder um ihretwillen verlassen hatte und sie heiraten wollte. Nach dieser Begegnung war der Prinz sehr schweigsam und aufgeregt. Am nächsten Morgen erhob er sich schon um vier Uhr und fuhr mit dem Rad nach Saint Julien hinüber, das seiner Veilchen wegen berühmt ist. Um neun Uhr kehrte er nach Genf zurück, auf seinem Rade einen ganzen Sack voll Veilchen schleppend. Vor der Villa Boucherie stieg er ab und streute die Veilchen auf die Kieswege des Vorgärtchens, unbekümmert darum, daß Fräulein Boucherie ihm vom Fenster aus zusah.

Einige Tage später fand der Prinz, mit einer kostspieligen Kamera bewaffnet, vor der Villa Boucherie und wartete auf die junge Dame. Als sie von ihrem Spaziergang heimkehrte, traz der Prinz höflich grüßend auf sie zu und bat, sie möge ihm erlauben, sie zu photographieren. Das Fräulein lächelte freundlich und sagte: „Faites monsieur!"

Der Prinz verneigte sich dankend und hob den Deckel seines Apparates. Dann aber nahm er die Platte heraus, steckte sie in die Brusttasche und schleuderte den kostbaren Apparat zu Boden, daß er in tausend Stücke zerbrach, wodurch er zu erkennen geben wollte, daß er nach diesem Bilde kein anderes mehr in sich aufnehmen dürfe. Fräulein Boucherie errötete über diese stumme Huldigung, der Mentor aber, der den Vorgang von weitem beobachtet hatte, schrieb an die Angehörigen seines Schutzbefohlenen:

„Wir sind auf dem besten Wege, der Rat des Arztes hat sich glänzend bewährt, Prinz Arthur geht seiner vollkommenen Genesung entgegen."

Einige Tage später sagte er zu dem Prinzen: „Die Familie Boucherie weiß nun schon, wer Sie sind, sie wäre glücklich, Euere Hoheit bei sich empfangen zu dürfen."

Prinz Arthur antwortete: „Auch ich aber weiß nun, wer Fräulein Boucherie ist: Sie ist die Geliebte eines ganz gemeinen Geldsacks."

Jeden Morgen um acht Uhr hielt tatsächlich der Reitknecht des Millionärs mit zwei Vollblutpferden vor der Gartenpforte der Villa Boucherie. Fünf Minuten später trat das Fräulein im Reitanzug heraus, bestieg das eine Pferd und ritt die Landstraße hinunter, der Reitknecht hinter ihr.

Eines Tages bat Prinz Arthur seinen Mentor, für den nächsten Morgen zwei Reitpferde zu bestellen. Um acht Uhr galoppierte der Prinz mit seinem Begleiter die gleiche Straße entlang, bis sie, in eine Staubwolke gehüllt, Fräulein Boucherie mit dem Reitknecht erblickten.

„Weisen Sie zurück," rief der Prinz, „ich will die beiden einholen!"

Bei diesen Worten spornte er sein Pferd und die junge Dame erreichend, rief er ihr zu: „Mademoiselle Boucherie, vous ne m'aimerez jamais!"

Bei diesen Worten zog er einen Revolver aus der Tasche und feuerte ihn auf die Reiterin ab, die, einen lauten Schrei ausstoßend, davongaloppierte, denn sie war unverletzt geblieben. Dann richtete Prinz Arthur die Waffe gegen seine eigene Brust, traf mit sicherer Hand und stürzte vom Pferde.

Man brachte ihn in das Spital, wo die Aerzte ihn untersuchten und seinen Zustand für hoffnungslos erklärten. Er lebte aber noch einige Stunden und sprach den Wunsch aus, Fräulein Boucherie zu sprechen. Der ganz trostlose Mentor suchte die junge Dame auf und bat sie, den letzten Wunsch des Sterbenden zu erfüllen. Sie trat an sein Lager und sagte sanften Tones:

„Ich verzeihe Ihnen, Prinz, denn ich weiß, daß Sie von Sinnen waren."

Der Verwundete lächelte und sagte flüsternd: „Ich habe Sie ja gar nicht geliebt, Fräulein Boucherie; ich dachte ja auch heute nicht an Sie, sondern an eine andere, die ich nie vergessen habe."

Er sank zurück und starb.

Aus der Welt der Frau.

Die Krankenpflegerinnen Deutschlands.

Von Hugo Otto Zimmer-Hamburg.

Vor 10 Jahren schlossen sich die nicht in Orden und Mutterhäusern vereinigten Schwestern zu einer Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands zusammen, um auch den sogenannten „freien" Schwester einen Halt zu geben, und den Krankenhäusern und Privatpersonen die Möglichkeit zu verschaffen, jederzeit wohlausgebildete, sittlich und geistig hochstehende Schwestern zu bekommen. Die in Orden, Diakonissenhäusern oder in Vereinen vom Roten Kreuz und im Diakonieverein zusammengeschlossenen Schwestern reichen an Zahl nicht aus, die strenge Betonung der Kirchlichkeit und die strenge Form des Mutterhauses sagt einer großen Gruppe von Menschen nicht zu. Und es genügt, darauf hinzuweisen, daß im Laufe der letzten zwanzig Jahre sich immer mehr die Notwendigkeit von besonderen Berufskrankenpflegerinnen herausgebildet hat, die ihre Tätigkeit genau so als einen Beruf auffassen, mit derselben Hingabe und derselben persönlichen Begeisterung ausüben, wie jeder andere tüchtige Mensch den von ihm gewählten Beruf ausfüllt. Als im Jahre 1901 auf der Wiesbadener Hauptversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine zum ersten Male von den Vertreterinnen der deutschen Frauenbewegung über den Beruf der Krankenpflegerin verhandelt wurde, stellte man es im Publikum und in der Presse als Entweihung des Krankenpflegeberufs hin, wenn man ihn als Beruf ausübe. Elf Jahre später war dieses Vorurteil verschwunden. Die Verhandlung der vorjährigen Tagung des Bundes deutscher Frauenvereine über die Rote der Krankenpflegerinnen fand nirgends Widerspruch, im Gegenteil, die leidenschaftliche Beteiligung aller an dieser Frage beteiligten Kreise. Und im selben Jahre fand in Köln unter der Führung der Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands der große Krankenpflegerinnenkongreß des Internationalen Weltpflegerinnen-Bundes statt, unter reger Beteiligung von staatlichen und städtischen Behörden,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140510027/fragment/page=0002